

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Der Nachfolger

Lyndon B. Johnson und der Tag,
an dem John F. Kennedy starb
Robert A. Caro
edition suhrkamp digital

SV

Caro, Robert A.
Der Nachfolger

Lyndon B. Johnson und der Tag, an dem Kennedy starb
Aus dem amerikanischen Englisch von Michael Bischoff

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp
978-3-518-06488-7

SV

edition suhrkamp digital

Die edition suhrkamp digital präsentiert kurze, aktualitätsbezogene, thesenstarke Bände, Manifeste, Langreportagen, Dossiers und Features. Alle Titel sind auch als eBook erhältlich. Mehr zur Reihe und den einzelnen Bänden unter: www.editionsuhrkamp.digital.de

Als John F. Kennedy tödlich getroffen wird, liegt Lyndon B. Johnson auf dem Boden seines Kabrioletts. Ein Leibwächter hat sich über den Vizepräsidenten geworfen. Johnson sieht nichts, hört nur panische Stimmen. Erst im Krankenhaus nimmt der Mann, der später die Rassentrennung abschaffen und sein Land in das Desaster von Vietnam führen sollte, das Heft des Handelns in die Hand. Robert A. Caro hat die Ereignisse, die die Welt erschütterten, anhand unzähliger Augenzeugenberichte rekonstruiert. Aus der Perspektive von JFKs Nachfolger erzählt er die Stunden bis zu Johnsons Vereidigung an Bord der Air Force One – so dramatisch und detailreich, wie wir es noch nie gelesen haben.

Für *The Power Broker*, sein Buch über den amerikanischen Stadtplaner Robert Moses, erhielt der 1935 in New York geborene Robert A. Caro 1975 seinen ersten Pulitzer-Preis. Seit den späten siebziger Jahren arbeitet Caro an einer mittlerweile auf fünf Bände angelegten Lyndon-B.-Johnson-Biografie. Für den dritten Band, *Master of the Senate*, wurde er 2003 erneut mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet.

Robert A. Caro
Der Nachfolger

*Lyndon B. Johnson und der
Tag, an dem Kennedy starb*

Aus dem Englischen
von Michael Bischoff

Suhrkamp

Bei dem hier abgedruckten Text handelt es sich um einen Auszug aus *The Passage of Power*, dem vierten Teil von *The Years of Lyndon Johnson*, Robert A. Caro auf fünf Bände angelegter Biografie des 36. Präsidenten der Vereinigten Staaten. *The Passage of Power* erschien 2012 im Verlag Alfred A. Knopf (New York). Die deutsche Übersetzung folgt der gekürzten Fassung, die im April 2012 in der Zeitschrift *The New Yorker* erschien.

Erste Auflage 2013

edition suhrkamp digital

Deutsche Erstausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

© Robert A. Caro, Inc. 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlagfoto vorn: © picture alliance/AP

Autorenfoto: © Michael Lionstar

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Bureau Johannes Erler

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-06488-7

Der Nachfolger

Für Lyndon Johnson begann Freitag, der 22. November 1963, in Fort Worth mit dieser Schlagzeile auf der Titelseite der *Dallas Morning News*: »YARBOROUGH BRÜSKIERT LBJ.«

Johnson, der John F. Kennedy auf einer Reise durch Texas begleitete, hatte einen Auftrag erhalten, der dem Präsidenten äußerst wichtig war. Wenn man Texas bei den Wahlen 1964 gewinnen wollte, mussten die Demokraten dort unbedingt geeint auftreten, und der Vizepräsident stand in der Pflicht, den bitteren Bruch innerhalb der Demokratischen Partei zwischen Gouverneur John B. Connally, einem ehemaligen Mitarbeiter Johnsons, und Senator Ralph Yarborough, dem Führer des liberalen Parteiflügels, zu kittingen. Aber am Tag zuvor hatte Yarborough sich geweigert, auch nur im selben Wagen wie Johnson zu fahren. Obwohl er den Vizepräsidenten bei einem Autokorso durch San Antonio begleiten sollte, war er in ein anderes Auto gestiegen, so dass nun Johnson und seine Frau, Lady Bird, in der Wagenkolonne verdächtig allein auf dem Rücksitz ihres Kabrioletts saßen, während die übrigen Fahrzeuge hinter der Limousine des Präsidenten erkennbar vollgestopft mit Menschen waren.

An diesem Tag nun berichteten die Zeitungen in allen Einzelheiten über Johnsons Demütigung. »Zweimal schickte Johnson (...) in San Antonio einen Agenten des Secret Service zu Yarborough, der ihn einladen sollte, ihn in seinem Wagen zu begleiten. Beide Male ignorierte der Senator die Einladung und fuhr bei jemand anderem mit«, hieß es in der *Los Angeles Times*. Und die *Chicago Tribune* beschrieb die »knappe Handbewegung«, mit der Yarborough den Boten des Vizepräsidenten abblitzen ließ. Die Fehde war nicht nur in Texas, sondern im ganzen Land die Hauptstory des Kennedy-Besuchs. Am Morgen des 22. November saß Johnson in Fort Worth in seiner Suite im Hotel Texas vor diesen

Zeitungen – allein die *Dallas Morning News* brachten vier gesonderte Artikel, einer davon mit der Überschrift: »NIXON SAGT VORAUS, JFK LÄSST JOHNSON MÖGLICHERWEISE FALLEN«. Und dann musste er hinunter zu einer Versammlung von fünftausend Gewerkschaftsmitgliedern gehen, an der auch Kennedy, Yarborough, Connally und einige Kongressabgeordnete teilnahmen, die natürlich alle diese Artikel gelesen hatten. Als sie über die Straße hinüber zu der Versammlung gingen, hatte ein leichter Nieselregen eingesetzt. Johnson trug einen Regenmantel und einen Hut. Kennedy dagegen, schlank und ohne Hut, trug einen eleganten blaugrauen Anzug. Johnson nahm rasch seinen Hut ab. Er hatte die Aufgabe, Kennedy anzukündigen, und als er geendet hatte, begrüßte die Menge den Mann neben ihm mit brausendem Beifall. Kennedy wirkte gelöst und charmant. Er erklärte zunächst, warum Jackie nicht da war (»Mrs. Kennedy ist noch dabei, sich zu organisieren; das dauert etwas länger – aber natürlich sieht sie besser aus als wir«). Johnson musste den Präsidenten um einen Gefallen bitten, nämlich kurz seine jüngste Schwester Lucia zu empfangen, die in Fort Worth lebte. Als Lucia an diesem Morgen dem Präsidenten die Hand schüttelte, war sie entzückt; sie habe immer schon einem Präsidenten die Hand schütteln wollen, sagte sie.

Als Kennedy sich früh am Morgen ankleidete, hatte er ein enges, mit Metallstäben verstärktes Leinenkorsett angelegt und darüber wie auch über seine Hüften achtförmig eine elastische Bandage geschlungen; es würde ein langer Tag werden. Jetzt war es neun Uhr und Zeit, bei einem Frühstück der Handelskammer von Fort Worth im Festsaal des Hotels eine Ansprache zu halten. »Na gut, gehen wir!«, sagte er.

* * *

Neun Uhr in Texas, das war zehn Uhr in Washington. Um zehn Uhr in Washington, etwa um dieselbe Zeit, zu der Kennedy sich auf den Weg in den Festsaal in Fort Worth machte, betrat der Versicherungsmakler Don B. Reynolds aus Maryland in Begleitung

seines Anwalts Raum 312 des Old Senate Office Building auf dem Capitol Hill, um Fragen zweier Mitglieder des Senate Rules Committee zu beantworten: Burkett Van Kirk, Vertreter der republikanischen Minderheit, und Lorin P. Drennan, Rechnungsprüfer des General Accounting Office, der zur Unterstützung des Ausschusses abgestellt worden war.

Reynolds war vorgeladen worden, weil das Rules Committee mit der Untersuchung eines Skandals begonnen hatte, in dessen Mittelpunkt Johnsons Schützling Robert G. (Bobby) Baker stand, den Johnson in seiner Zeit als Mehrheitsführer im Senat zum Sekretär der Senatsmehrheit gemacht hatte. In den letzten beiden Monaten hatte der Skandal sich von Woche zu Woche verschärft. In einem verzweifelten Versuch, die Untersuchung abzuwenden, war Baker schließlich zurückgetreten (er sagte später, wenn er geendet hätte, »wäre Johnson von diesen Enthüllungen möglicherweise tödlich getroffen worden«, und sie hätten ihn »sein Amt kosten können«), doch der Rücktritt verstärkte nur den Sturm, der auf den Titelseiten der Zeitungen im ganzen Land und in den Sensationstitelgeschichten der wichtigsten Magazine ausbrach. Der Skandal hatte sich bislang auf den Mann konzentriert, der in Washington »Klein-Lyndon« genannt wurde, aber die Berichterstattung begann mehr und mehr, Johnson selbst in den Mittelpunkt zu rücken. Am Montag der Woche, in der Kennedy nach Texas flog, war in *Time* ein langer, ausführlicher Artikel mit dem Titel »Der Skandal in Washington zieht immer weitere Kreise« erschienen, der auf der Arbeit eines Rechercheteams unter Leitung des Pulitzer-Preisträgers William G. Lambert basierte. Dieser Artikel berichtete nicht einfach nur über Bakers Finanzgebaren, sondern machte deutlich, dass er bei der Verteilung der Spendengelder und seinen sonstigen Aktivitäten im Senat »Lyndons skrupellosester Helfer bei der Organisation der Show« gewesen war. Und an diesem Morgen nahm die Sache noch schärfere Konturen an. Reynolds, ein ehemaliger Geschäftspartner von Baker, war in Raum 312 gekommen, um den Ermittlern des Senatsausschusses Auskunft über einige von Bakers Aktivitäten zu geben, deren ei-

ne – den Kauf von TV-Werbezeit und einer teuren Stereoanlage als Gegenleistung für die Ausstellung einer Versicherungspolice – Baker selbst später als »Schmiergeld reinsten Wassers« für Johnson bezeichnete. Auf Anraten seines Anwalts hatte Reynolds Dokumente – Rechnungen und stornierte Schecks – mitgebracht, die seine Behauptungen beweisen sollten. Auch eine weitere Aktivität von Baker, die Reynolds an diesem Morgen offenzulegen begann, stand, wie sich zeigen sollte, in einem Zusammenhang mit Johnson: eine überteuerte Zahlung für eine Leistungsgarantie – der Bauunternehmer Matthew McCloskey, ein wichtiger Geldgeber der Demokratischen Partei, hatte für eine Leistungsgarantie, die dreiundsiebzigtausend Dollar gekostet hatte, insgesamt einhunderttausend Dollar gezahlt, wobei von dem Überschuss, wie Reynolds später aussagte, fünfundzwanzigtausend Dollar in »Mr. Johnsons Wahlkampfkasse« flossen.

In New York sollte an diesem Morgen ebenfalls ein Dutzend Reporter und Redakteure zusammenkommen, in den Räumen George P. Hunts, des Redaktionsleiters des *Life Magazine*. In den letzten Wochen hatten Reporter, die nach Texas geschickt worden waren, um die Finanzen des Vizepräsidenten unter die Lupe zu nehmen, weite Felder aufgetan, die eine genauere Untersuchung verdienten. So hatten sie begonnen, Grundbücher und andere Archive nach neueren Grundstücksverkäufen durchzuschauen, und dabei hatten sie herausgefunden, dass die Immobilien- und Bankgeschäfte der Johnsons Familie gehörenden L.B.J. Company einen weitaus größeren Umfang besaßen, als man bislang vermutet hatte. Andere Reporter gingen dem Werbegeschäft und weiteren Aktivitäten von KTBC nach, dem Eckpfeiler der umfangreichen Beteiligungen Johnsons an Radio- und Fernsehsendern, und auch dort stießen sie auf immer mehr Details, die eine genauere Untersuchung verdienten. »Mit jedem Tag dieser Woche (...) wurde die Story größer und größer«, sagte Lambert später, und es war nun nicht mehr nur eine Bobby-Baker-Story, sondern eine »Lyndon-Johnson-Story«. Nach dreißig Jahren im Staatsdienst »war er ein vielfacher Millionär«. Aber, so meinte Lambert, inzwischen arbei-

teten so viele Reporter in Johnsons Heimat Austin und dem Hill Country, dass sie »sich gegenseitig auf die Füße traten«. Ein Mitglied der Redaktion, Keith Wheeler, hatte bereits einen Artikel mit einigen der neuen Rechercheergebnisse geschrieben. Nun musste entschieden werden, ob man diese Story in der nächsten Ausgabe des Magazins bringen oder ob man das vorhandene Material noch zurückhalten wollte, bis noch mehr hinzugekommen war, so dass man es zu einer mehrteiligen Serie über »Lyndon Johnsons Geld« verarbeiten konnte – ein »Netto-Job«, wie Lambert dies nannte. Ein Meeting, auf dem man diese Entscheidung treffen und die Recherchefelder in Texas aufteilen wollte, hatte man für den 22. November um 11.30 Uhr anberaumt.

* * *

Während Don Reynolds den Leuten vom Rules Committee Informationen gab, die schon bald für Schlagzeilen sorgen würden, und während *Life* Rechercheaufträge verteilte, die für noch größere Schlagzeilen sorgen konnten, machte die Fahrzeugkolonne des Präsidenten sich vom Hotel in Fort Worth auf den Weg zum Flughafen und zum Flug nach Dallas.

An seinem Revers trug Lyndon Johnson eine weiße Nelke, die man ihm beim Frühstück der Handelskammer angesteckt hatte, und in seinem Wagen saß Ralph Yarborough. »Es ist mir egal, ob Sie Yarborough mit Gewalt zu Lyndon in den Wagen zerren müssen«, hatte Kennedy am Morgen zu Larry O'Brien, seinem Berater für Fragen der Legislative, gesagt, »aber sehen Sie zu, dass er drin sitzt.« Und seinem persönlichen Assistenten Ken O'Donnell hatte er den Auftrag gegeben, Yarborough auszurichten: »Wenn er heute nicht mit Lyndon fährt, muss er zu Fuß gehen.« Der Präsident selbst hatte an diesem Morgen ein paar Worte mit dem Senator gewechselt und ihm in ruhigem Ton gesagt, wenn er seine Freundschaft schätze, werde er mit Johnson fahren.

Auf dem dreizehnminütigen Flug nach Dallas kümmerte der Präsident sich um einen weiteren öffentlichen Aspekt der Fehde.

O'Donnell nahm Connally am Arm, schob ihn in Kennedys Kabine und schloss die Tür. »Schon nach drei Minuten«, erinnerte er sich später, hatte der Gouverneur eingewilligt, Yarborough zu dem Empfang in seinem Privathaus einzuladen und ihn beim Dinner nahe dem oberen Ende der Tafel zu platzieren. Als Connally wieder herauskam, meinte er: »Wie könnte man diesem Mann irgendetwas abschlagen?«

* * *

Als die Air Force One sich Dallas näherte, hatten die letzten Wolken sich zerstreut. »Kennedy-Wetter« nannte O'Brien das.

Es schien, als sollte es auch ein Kennedy-Tag werden. Als die Air Force One um 11.38 Uhr auf dem Love Field in Dallas landete, schien alles hell und freundlich unter der strahlenden Sonne und dem wolkenlosen Himmel von Texas: das riesige Flugzeug, das in der Sonne glänzte, als es sich der Menge näherte, die sich hinter dem Zaun drängte; die wartende offene Präsidentenlimousine, auf Hochglanz poliert und funkelnnd von dem Sonnenlicht auf der langen, nachtblauen Kühlerhaube, die sich weit nach vorn zog bis hin zu den beiden Wimpeln auf den vorderen Kotflügeln. Einen Augenblick herrschte Stille, während eine Gangway an das Flugzeug herangerollt wurde. Dann öffnete sich die Tür, und die beiden Gestalten, auf die die Menge gewartet hatte, traten ins helle Sonnenlicht. Zuerst Jackie (»Da ist Mrs. Kennedy, und die Menge kreischt«, rief ein Fernsehkommentator), jugendlich, elegant, ein breites Lächeln, in einem hellrosa Kostüm, der Pillbox-Hut leuchtete im strahlenden Sonnenlicht. Hinter ihr der Präsident, jugendlich, elegant (»ich kann seine Sonnenbräune von hier aus erkennen«, meinte der Kommentator), der braune Haarschopf leuchtete, eine Hand prüfte in einer vertrauten Geste den Knopf seiner Anzugjacke, er kam die Gangway herunter, leicht zur Seite gedreht, um seinen Rücken zu entlasten. Jemand aus dem Empfangskomitee überreichte Jackie einen Strauß hellroter Rosen, der sich von dem Rosa und dem Lächeln abhob.

Im Zeitplan des Präsidenten und der First Lady war eine Begrüßung der Menge nicht vorgesehen, aber wer hätte diesen bewundernden und erregten Gesichtern, die sich ihnen zuwandten, diesen bittenden Händen, die sich ihnen entgegenstreckten, widerstehen können, und so gingen sie am Zaun entlang, badeten in dem Lächeln und der Sonne, grinsten und lachten sogar über Bemerkungen, die Leute ihnen zuriefen, während sie die Hände nach ihnen ausstreckten, in der Hoffnung, die ihnen berühren zu können. »In gewisser Weise gab es im ganzen öffentlichen Leben der Kennedys keinen ähnlichen Höhepunkt wie diesen Augenblick in Dallas«, meinte ein Reporter später im Blick auf Kennedys Präsidentschaft.

Lyndon Johnson nahm seine Frau Lady Bird am Arm, um sie zu dem Zaun zu führen, und begann den Kennedys zu folgen, aber die Gesichter blieben auch weiterhin den Kennedys zugewandt, die Arme in ihre Richtung ausgestreckt, als die beiden längst vorübergegangen waren, und Johnson kehrte rasch zu dem grauen Cabrio zurück, das man für ihn gemietet hatte. Yarborough setzte sich auf die linke Seite des Rücksitzes, hinter den Fahrer, einen Autobahnpolizisten namens Hurchel Jacks, während der Vizepräsident rechts Platz nahm, hinter Rufus Youngblood, einem Agenten des Secret Service, den man für ihn abgestellt hatte. Lady Bird, die zwischen Yarborough und ihrem Gatten saß, versuchte, ein wenig Konversation zu treiben, gab aber bald auf. Die beiden Männer redeten nicht miteinander und sahen einander auch nicht an, als die Wagenkolonne sich in Bewegung setzte – die einzigen Geräusche im Wagen kamen von dem Funkgerät, das Youngblood an einem Schulterriemen trug.

* * *

Senatshearings werden gewöhnlich für das Mittagessen unterbrochen, aber um 12.30 Uhr Washingtoner Zeit, nach zweieinhalb Stunden, in denen Reynolds seine geschäftlichen Beziehungen zu Bobby Baker erläutert hatte, begann er gerade, den Vertretern des

Rules Committee, Van Kirk und Drennan, Genaueres über den Druck zu berichten, den man angeblich auf ihn ausgeübt hatte, damit er Werbezeit bei Lyndon Johnsons Fernsehsender kaufte, und so wollten die beiden ihn nicht unterbrechen. »Don vertrat seine Sache sehr gut«, sagte Van Kirk später. »Und er konnte sie gut untermauern. Für alle seine Behauptungen hatte er Belege. Gegen eine Quittung kommt man schlecht an. Oder gegen einen stornierten Scheck. Oder eine Rechnung. Gegen Dokumente kommt man schlecht an.« Die Ausschussvertreter ließen von einer Sekretärin Sandwichs und Milch holen, und Reynolds setzte seine Aussage fort.

* * *

Auf den ersten Kilometern ihres Weges fuhr die Wagenkolonne des Präsidenten durch ein Industriegebiet, wo nur vergleichsweise wenige Menschen der vorbeirauschenden Karawane zuschauten: vorneweg ein ziviler weißer Polizeiwagen und behelmte Polizisten auf Motorrädern; dann die Kennedys samt dem Gouverneur und seiner Frau in der Präsidentenlimousine mit den beiden Fähnchen vorn auf den Kotflügeln, am hinteren Ende von vier Motorrädern flankiert; danach ein schwer gepanzerter Wagen, den die Agenten des Secret Service Queen Mary nannten, mit vier Agenten auf den Trittbrettern und Ken O'Donnell sowie Dave Powers, einem Mitarbeiter des Weißen Hauses, auf dem Notsitz; dann, nach einer sorgfältig eingehaltenen Lücke von fünfundzwanzig Metern, folgten das graue Kabriolett des Vizepräsidenten und dessen Begleitfahrzeug, die Wagen und Busse der Presse und der Rest der langen Karawane. Schließlich erreichte die Kolonne die Innenstadt von Dallas und bog in die Main Street ein. Eine Zeitlang wurde die Main Street von hohen Häusern gesäumt, so dass man in den Fahrzeugen den Eindruck haben konnte, zwischen den Wänden eines steilen Canyons hindurchzufahren, und aus den Fenstern, Stockwerk über Stockwerk, Gebäude nach Gebäude, lehnten Menschen sich heraus und winkten, und auf den Bürgersteigen

stand die Menge dicht gedrängt, acht bis zehn Reihen tief. Etwa alle fünfzig Meter hingen Fähnchen von Drähten herab, die man über die Straße gespannt hatte, und am Ende des Canyons, wo die Häuserzeile endete, sah man ein Rechteck freien Himmels.

Als die Wagenkolonne tiefer in den Canyon hineinfuhr, schwoll der Lärm an, wurde lauter und lauter, und man hatte den Eindruck, der Zug bewege sich durch eine Schlucht aus Jubel. Sobald der Präsident winkte, drängte die Menge auf dem Bürgersteig in seine Richtung und schob die Polizeikette zurück, so dass die Durchfahrt für die Wagenkolonne immer enger wurde und das Führungsfahrzeug seine Geschwindigkeit verringern musste, von mehr als dreißig Stundenkilometern auf fünfundzwanzig, fünfzehn und schließlich auf weniger als zehn Stundenkilometer. Sobald Jackie mit ihrer weiß behandschuhten Hand winkte, erfüllten Jackie-Rufe die Luft. Wenn Gouverneur Connally mit seinem Stetson-Hut winkte und dabei seine graue Löwenmähne entblößte, schwollen auch die ihm geltenden Rufe an. Die vier Insassen der Präsidentenlimousine lächelten einander ständig vergnügt an. »Mr. President, Sie könnten ganz sicher nicht behaupten, dass Dallas Sie nicht liebt«, sagte Nellie Connally. »Sein Blick traf meinen, und sein Lächeln wurde noch breiter«, erinnerte sie sich später.

* * *

In einem Mietwagen durch eine Menge fahrend, deren Jubel nicht ihm galt, und den Rücksitz mit einem Mann teilend, der ihn gedemütigt hatte, war Lyndon Johnsons Abstand zur Präsidentenlimousine hinreichend groß, dass der Jubel für die Kennedys und die Connallys – ein Teil für John Connally, seinen ehemaligen Mitarbeiter, der nun in Texas zu seinem Rivalen geworden war – bereits abklang, wenn sein Wagen vorbeifuhr, aber die meisten Blicke in der Menge folgten immer noch dem Wagen des Präsidenten, der sich langsam entfernte. Während Johnson ebenso langsam seinen Weg durch den Canyon nahm, hätte jemand, der sein Leben beobachtete, in dem, was da vor ihm in der Wagenkolonne geschah, in

gewisser Weise einen Vorgeschmack auf das Leben erblicken können, das ihm wahrscheinlich bevorstand, wenn er Vizepräsident blieb: fünf Jahre im Gefolge eines anderen Mannes, gedemütigt, nahezu unbeachtet und ohne jede Macht. Die Vizepräsidentschaft, »unzählige Reisen, Chauffeure, salutierende Menschen, applaudierende Leute (...), ist letztlich gar nichts«, meinte er später einmal. Er hatte die Macht des Mehrheitsführers im Senat, des mächtigsten Mehrheitsführers in der Geschichte, gegen die Vorhölle des Vizepräsidentenamtes eingetauscht – »WAS IST NUR IN LYNDON JOHNSON GEFAHREN?«, lautete eine belustigte Schlagzeile in *The Reporter* –, weil er das Gefühl hatte, am Ende könnte das Präsidentenamt winken. Nun war da ein anderer Mann, der möglicherweise Präsident werden wollte: der jüngere Bruder Robert F. Kennedy, Justizminister, dessen Abneigung und Verachtung – selbst »Hass« wäre kein zu starker Ausdruck – gegenüber Johnson in ganz Washington bekannt war. Und in fünf Jahren hätte Bobby Kennedy Zeit genug, Meriten zu sammeln und auch andere Ämter zu bekleiden, das des Verteidigungsministers vielleicht – oder eigentlich jedes Amt, das er nur wollte. Seit einem Jahr schon zeigte sich Lyndon Johnsons Unzufriedenheit mit seinem Amt in seiner Körperhaltung – den hängenden Schultern – und in seinem Gang, dem langsam Gang, der an die Stelle der ausgreifenden texanischen Schritte getreten war, mit denen er durch die Flure auf dem Capitol Hill geeilt war, und in seinem Gesicht, in dem alle Linien nach unten wiesen und die Wangen abgesackt waren, so dass man sich in der Presse bereits über seinen »Hundeblick« lustig machte. Sein einstiger Mitarbeiter Bill Moyers, der inzwischen die Öffentlichkeitsarbeit für das Peace Corps der Kennedy-Schwägerin Sargent Shriver leitete, hatte den Eindruck, dass Johnson »ein Mann ohne Ziele« geworden war, »ein großes Pferd in einer sehr kleinen Koppel«.

Und was, wenn er das Vizepräsidentenamt nicht weitere fünf Jahre ausüben durfte, sondern sich mit einer einzigen Amtszeit begnügen musste? Was, wenn man ihn 1964 gar nicht mehr zur Wiederwahl aufstellte?

Seit einiger Zeit sagte er manchmal und offenbar mit innerer Überzeugung, dass diese Möglichkeit sehr wahrscheinlich sei. Mitarbeitern, die er hätte halten wollen, wenn er für das Amt des Präsidenten kandidieren oder Präsident werden sollte, hatte er in den letzten Monaten gelegentlich den Rat gegeben, wegzugehen. »Meine Zukunft liegt hinter mir«, sagte er einem von ihnen. »Gehen Sie lieber, ich bin am Ende«, meinte er gegenüber einem anderen. Diese Überzeugung – diese Befürchtung – mochte berechtigt oder unberechtigt gewesen sein, bevor Bobby Baker in einer Zeitschrift nach der anderen auftauchte, bevor Don Reynolds auf der Bildfläche erschien und bevor er diese Reise nach Texas antrat. Angesichts dessen, was der Präsident in Texas selbst gesehen hatte – dass Johnson in seinem eigenen Bundesstaat kein brauchbarer Vermittler mehr zwischen den Fraktionen seiner Partei war –, und angesichts dessen, was genau zu diesem Zeitpunkt im Old Senate Office Building geschah, mochten die Versicherungen des Präsidenten, dass Johnson bei der Präsidentschaftswahl mit von der Partie sein werde, bereits etwas hohl klingen. »Am Ende« – ob ihm nun eine weitere Amtszeit als Vizepräsident beschieden war oder nicht, er selbst hatte mehr und mehr den Eindruck, dass diese Charakterisierung seiner Zukunftsaussichten durchaus eine gewisse Berechtigung besaß.

* * *

Das Führungsfahrzeug, der Motoradpolizist und die Präsidentenlimousine ließen die Menge auf der Main Street hinter sich und bog nach rechts in die Houston Street und dann nach links in die Elm Street ab, die leicht abschüssig in Richtung einer breiten Eisenbahnbrücke führte, quer durch eine grasbewachsene Freifläche namens Dealey Plaza, auf der verstreut Zuschauer standen. In Washington zeigte Don Reynolds den Vertretern des Rules Committee die Dokumente, die angeblich seine Vorwürfe gegen Lyndon Johnson belegten und die er nacheinander über den Zeugentisch schob. In New York gab die *Life*-Redaktion Reportern den Auf-

trag, bestimmte Bereiche der Finanzen Lyndon Johnsons genauer unter die Lupe zu nehmen, und debattierte immer noch über die Frage, ob man in der nächsten Ausgabe des Magazins einen Artikel über Johnsons Vermögen bringen sollte. Vor dem Wagen des Vizepräsidenten begannen die Zuschauer auf der Dealey Plaza, den Kennedys und den Connallys zu applaudieren, während Johnson ihnen folgte.

Ein kurzes, scharfes Geräusch war zu hören.

Es »schreckte ihn auf«, sagte Johnson später. Es klang wie »ein Knall oder eine Explosion«, und er wusste nicht, was es war. Andere in der Fahrzeugkolonne hielten es für eine Fehlzündung aus dem Auspuff eines der Polizeimotorräder oder für einen Knallfrosch, den jemand in der Menge gezündet hatte, aber John Connally, der sein Leben lang auf die Jagd gegangen war, wusste sogleich, dass es sich um einen Schuss aus einem großkalibrigen Gewehr gehandelt hatte.

Rufus Youngblood, der Secret-Service-Agent in Johnsons Wagen, wusste auch nicht, was es war, aber er bemerkte eine »nicht normale« Bewegung in der weiter vorn fahrenden Präsidentenlimousine – Präsident Kennedy schien nach links gekippt zu sein. Und in der Queen Mary gleich vor ihm sprang einer der Agenten plötzlich auf, eine automatische Waffe in seinen Händen. Youngblood wirbelte auf seinem Sitz herum und schrie: »Runter! Runter!« – mit einer »Stimme, die ich noch nie zuvor bei ihm gehört hatte«, erinnerte sich Lady Bird später. Er packte Johnson an der rechten Schulter und drückte ihn unsanft auf den Boden in der Mitte des Wagens, während er fast über die Rückenlehne seines Sitzes sprang und sich mit seinem Körper über den Vizepräsidenten warf, wobei er nochmals schrie: »Runter! Runter!« Als der nächste Knall und sogleich noch ein weiterer ertönte – es waren erst acht Sekunden vergangen seit dem ersten, aber jetzt wussten alle, was es war –, duckte Lyndon Johnson sich auf den Fußboden vor der Rückbank des Wagens. Das laute, scharfe Geräusch, die Hand, die ihn plötzlich an der Schulter packte und nach unten drückte: Er lag mit dem Gesicht auf dem Boden, auf seinem Rü-

cken das Gewicht eines kräftigen Mannes, der ihn hinunterpresste – niemals sollte Johnson »seine Knie und seine Ellbogen in meinem Rücken« vergessen.

Er konnte nichts sehen außer Lady Birds Schuhen und Beinen gleich vor seinem Gesicht – sie und Yarborough duckten sich nach vorn, so gut sie konnten. Über sich hörte er Youngblood dem Fahrer Hurchel Jacks zurufen: »Schließ auf! Schließ auf!« Der Geheimdienstmann war sich immer noch nicht sicher, was da vor sich ging, aber er wusste, den größtmöglichen Schutz bot die Nähe zu dem vorausfahrenden Wagen, der mit schwerbewaffneten Männern besetzt war. Lyndon Johnson, der unter Youngblood auf dem Boden lag, spürte, dass der Wagen einen Satz nach vorn machte, als Jacks das Gaspedal durchtrat, und er spürte, dass der Wagen beschleunigte – »fürchterlich schnell«, sagte Lady Bird später, »schneller und immer schneller«. »Ich erinnere mich, wie der Wagen (...) davonzischte«, meinte Johnson später. Dann wurde hart abgebremst, und die Bremsen kreischten fast in seinen Ohren, als der Wagen viel zu schnell in eine Rechtskurve bog, die Auffahrt zu einer Stadtautobahn hinauffuhr und wieder kräftig beschleunigte. »Bleib dran, bleib ganz nah dran!«, rief Youngblood über ihm. Das Funkgerät hing immer noch über Youngbloods Schulter, so dass es sich fast neben seinem Ohr befand. Das Gerät war noch auf die Frequenz Bakers vom Secret Service eingestellt, damit Youngblood mit dem nachfolgenden Begleitwagen des Vizepräsidenten in Kontakt bleiben konnte, aber nun hörte Johnson den Agenten über ihm sagen: »Ich wechsle zu Charlie« – der Frequenz, die ihn mit der vorausfahrenden Queen Mary verbinden würde. Einen Augenblick lang drangen nur Knackgeräusche aus dem Funkgerät, dann hörte Johnson jemanden sagen: »Er ist getroffen worden. Beeilt euch! Er ist getroffen worden.« Und dann: »Wir müssen hier weg« – und dann eine Menge nahezu unverständlicher Rufe, unter denen nur ein Wort deutlich zu verstehen war: »Krankenhaus«.

Er konnte immer noch nicht sehen, was Youngblood sah. Beim dritten Schuss schien etwas Graues von Kennedys Kopf wegzu-

fliegen. Dann versuchte Jackie – ihr rosa Pillbox-Hut und ihr rosa Kostüm schienen plötzlich mit etwas Dunklem befleckt zu sein –, auf das lange Heck des Wagens zu kriechen, kletterte dann aber in den Wagen zurück und beugte sich über etwas, das Youngblood nicht erkennen konnte. Unmittelbar nach dem ersten Schuss sprang einer der Männer auf den Trittbrettern der Queen Mary, Clint Hill, auf die Straße, lief hinter der Fahrt aufnehmenden Limousine her, hechtete auf deren Heck und hielt sich an den dort angebrachten Griffen fest. Er lag nun mit gespreizten Beinen auf dem Heck des immer schneller werdenden Fahrzeugs, aber es gelang ihm, den Kopf zu heben und einen Blick in den hinteren Teil des Wagens zu werfen. Er drehte sich zu dem nachfolgenden Wagen um und gab ihm ein Zeichen: einen gesenkten Daumen.

Die Agenten in der Queen Mary gaben Jacks durch Winken zu verstehen, er solle in engem Abstand folgen. Der Autobahnpolizist, ein wortkarger Texaner – »verschlossen und cool«, wie Youngblood ihn kennzeichnete – fuhr auf wenige Meter an die Stoßstange des gepanzerten Wagens heran und blieb dort, während die beiden Fahrzeuge und die Präsidentenlimousine, nur ein paar Meter voraus, über die Stadtautobahn rasten und dann rechts in eine Ausfahrt abbogen.

Der Mann unter Rufus Youngblood lag ganz ruhig da, nur wenn der Wagen bremste oder beschleunigte oder in die Kurve ging, bewegte er sich vor oder zurück. Seine Selbstbeherrschung hätte die meisten, die ihn kannten, erstaunt, nicht aber die wenigen, die ihn in anderen Augenblicken physischer Gefahr erlebt hatten, darunter auch solche, in denen er unter Geschützfeuer gelegen hatte. Johnsons übliche Reaktion auf – reale oder eingebildete – physische Gefahr war derart dramatisch oder gar panisch, dass er auf dem College im Ruf eines »absoluten körperlichen Feiglings« gestanden hatte. Während des Zweiten Weltkriegs hatte er alles getan, um nicht in Kampfgebiete zu geraten. Als ihm jedoch klar wurde, dass er »im Blick auf seine politische Zukunft« – wie einer von Franklin Roosevelts Mitarbeitern dies ausdrückte – sagen können musste, wenigstens einmal an der Front gewe-